

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Küstenfahrten an der Nord- und Ostsee

Hoefer, Edmund

Stuttgart, [circa 1881]

An der nordfriesischen Küste

[urn:nbn:de:bsz:31-4556](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-4556)



Eiderfähre bei Tönning.

In der nordfriesischen Küste.

Wer nach Tönning, dem erst spät zur Stadt erwachsenen kleinen Plage hinüber die hier sehr bewegte, uns als stattlicher Fluß erscheinende Eider passirt, kann, wenn er ein bißchen Glück hat, schon auf dieser Fahrt erkennen, was er in den vor ihm liegenden Küstenstrichen, über Husum bis Londern hinauf, zu erwarten hat. Da ganz nahe liegt vielleicht ein Dampfer vor Anker, vom Hafen her schiebt sich ihm langsam eine Fähre entgegen, die mit riesenhaftem, in feinem Fett schier erstickendem Vieh beladen ist, und während diese unterwegs ist, wird am Lande schon eine weitere gefüllt, und am Ufer harren die Insassen der etwa folgenden noch in phlegmatischer Ruhe. Die aus mehreren Inseltheilen zusammengewachsene, jetzt als Halbinsel erscheinende Landschaft Eiderstedt mit ihrem prachtvollen Marschboden, noch mehr aber das sich an sie anschließende, richtige nordfriesische Land wurden seither um vieles weniger als Ditmarschen zum Getreidebau, vielmehr vorzugsweise zu ausgedehnten Fettweiden benützt. Denn die Ausfuhr, hauptsächlich nach England, ist von hier aus eine ganz außerordentlich große, und Tönning und Husum sind die hochbedeutenden Stapelplätze derselben.

Wo man in die richtigen Bezirke kommt, ist der Anblick ein wirklich überraschender, ja läßt sich kaum beschreiben. Die großen Landwehren, die im Laufe der Zeit längst zu Binnendeichen geworden sind, bilden in der Ferne die feste Einfassung, zahlreiche Dämme, wasserreiche Kanäle und Gräben schneiden kleinere Abtheilungen ab. Dazwischen liegt weit und breit das denkbar üppigste Weideland in einer grünen Decke, wenn nicht hie und da Strecken von rothen oder gelben Blumen erscheinen, die durch ihre Anhäufung etwas wie einen farbigen Schimmer auch über ihre einförmige Umgebung sich ausbreiten lassen. Zuweilen zeigt sich auch ein kleiner Fleck Saubohnen in ihrem bläulichen Grün, von Büschen aber oder gar Bäumen ist so gut wie gar nichts sichtbar, als höchstens ein Stückchen Hecke auf den Deichkämmen. Die armen Gefellen kommen hier, wie in den anderen ähnlichen Strecken dieser Küsten, vor dem unermüdlichen, scharfen Winde nicht fort, wenn sie nicht bei den Gebäuden der vereinzelt Höfe oder seltenen größeren Ansiedelungen ein bißchen Schutz finden. Von dem Eingreifen und der Thätigkeit der

Menschen ist auf diesen Weiden kaum etwas zu bemerken, — je länger dieser Boden sich selbst überlassen bleibt und nur dem einen Zwecke dient, sagen sie, desto nahrhafter, um es so zu heißen, wird er, und es gibt hier solche „Fennen“, welche seit hundert Jahren und länger ruhen und, der Stolz ihrer reichen Besitzer, im allerhöchsten Werthe stehen.

Überall aber, wohin ihr seht, weidet das Vieh in Schaaren, alt und jung, wozwischen freilich nur wenig Kühe, denn die Milchwirthschaft kommt hier weniger in Betracht, als die Mastung. Man findet sich „wie in einem einzigen unermesslichen Viehstall“ und die ganze Luft ist, ohne Uebertreibung gesagt, voll jenes Duftes, der sich von diesen Geschöpfen, wo sie zahlreicher beisammen sind, zu erheben und auszubreiten pflegt. Der einheimische Schlag wird für die Ausfuhr weniger gezüchtet, als der viel größere jütische, der im Frühling zahlreich, aber mager ins Land gebracht, dann bis zum Herbst zu kolossaler Größe und Feistheit anschwillt. Und um den Lesern eine Andeutung von der Einträglichkeit und Beliebtheit dieses — man muß schon sagen Industriezweiges zu geben, so sei hier erwähnt, daß er keineswegs bloß den Händen der einheimischen Bauern überlassen blieb, sondern auch von Stadtbürgern und Spekulanten aus allen Gegenden der Halbinsel eifrig gepflegt wird; sie kaufen hier womöglich eine Strecke Weideland und besetzen es mit der angemessenen Zahl magerer Ochsen oder Färjen, die ihnen dann im Herbst eine reichliche Ernte gewähren.

An Armen fehlt es im Lande freilich trotz solcher großen Wohlhabenheit im Einzelnen leider ganz und gar nicht — die Häusler, welche an den Deichen, oder auch auf ihnen angesiedelt sind, müssen sich häufig auf das mühsamste und ärmlichste weiterbringen. Im Allgemeinen aber herrscht ein guter Wohlstand, und zwischen den Hofbesitzern gibt es viele, welche an Reichtum unter ihres Gleichen in ganz Deutschland die ersten Stellen einnehmen möchten. Die Gehöfte liegen hier schon häufiger auf jenen früher bereits erwähnten „Wurthen“ oder „Wersten“, von rothen Ziegeln erbaut — die rothe Farbe ist überhaupt die vorherrschende —, mit Strohdächern, aber auch mit Schornsteinen, voll Tüchtigkeit und, wie nicht weniger im Innern, voll Sauberkeit und Reinlichkeit. Und so ist auch das Geschlecht, das in ihnen haust, ein solides und standfestes, ein bißchen phlegmatisch und bequem und nicht gerade besonders zugänglich für Fremde, aber noch immer voll Stolz auf sein altes „freies Friesenthum“ — mit einem Wort, derbe, feste und wadere Menschen und nicht selten auch — gewaltige. Denn es begegnen Einem ziemlich häufig noch Gestalten, die über das gewöhnliche Menschenmaß weit hinausreichen und uns unwillkürlich an die germanische Urzeit und zugleich an die alten Riesensagen erinnern. Es sind überhaupt noch, um es so zu heißen, Urzustände — angeesehenen Adel gibt es nirgends, und auch Städte finden sich nur wenige und kleine.

Auch Husum, der frühere Lieblingsplatz der „Unterirdischen“ — der Aberglaube an diese, an den Riß Put, die Kielkröpfe, die Wechselbälge, den wilden Jäger und der Himmel weiß, was sonst für unheimliche Gestalten, geht hier noch immer im Schwange —, ist fast nur als einer der Hauptplätze des Viehhandels und daneben als Markt für die vorliegenden Inseln und Halligen von namhafter Bedeutung. Neuerdings sind die ausgedehnten Anlagen für die Austerzucht, die sogenannten Austerparks, dazu gekommen. Es ist ein bescheidener und altmodischer — nicht alterthümlicher Ort, mit einsamen Straßen und einem noch einsameren alten Schloß der schleswig'schen Herzoge, das vordem zuweilen zum Wittwenitz ihrer Gemahlinnen diente — einen stilleren kann man sich nicht wohl denken. Zu sehen gibt es hier nichts, es müßten denn allenfalls, wie gesagt, die nahe gelegenen „Austerparks“ sein, von wo diese beliebten Seeerfrüchte während der Saison in großen Quantitäten den wohlhabenden Liebhabern des Binnenlandes zugehen. Am Hafen herrscht freilich etwas mehr Leben, aber wie derselbe nun einmal ist, muß es auch hier ein beschränktes bleiben. Denn die „Husumer Au“, die ihn bildet und durch den eine halbe Meile entfernten Humberfluß mit der Nordsee in Verbindung gesetzt wird, ist fast nur für flachgehende Küsten- und Wattenfahrer zugänglich und zeigt sich uns, wenn Ebbe ist, in einem noch viel melancholischeren Zustande, als derjenige war, den wir seinerzeit zu Emden beobachteten. Hier ist das Flußbett in seiner Mißfarbigkeit schier vollständig trocken, die Kinder und auch wohl Erwachsene spazieren nach Belieben über den, nur ausnahmsweise noch mit Schlamm bedeckten Grund, und



Nordfriesische Küste.

die breiten oder scharfen kleinen Fahrzeuge sitzen, hocken, lehnen oder liegen darauf in allen denkbaren Stellungen mißmuthig umher.

Trotzdem und obgleich die Stadt so fern von der See gelegen und gegen die Gewalt der Wellen noch durch die vorliegenden Inseln geschützt ist, verlieren die Fluten auch hier, wenn sie im Sturme kommen, wenig von ihrer Gewalt. Eine alte Sage erzählt, daß die Husumer einmal, da das Eis stand, draußen auf demselben ein großes lustiges Fest gefeiert haben; man jubelte in den Zelten, man lief Schlittschuh oder fuhr in Schlitten dahin, oder tanzte im fröhlichen Reigen. Und das ging den ganzen Tag so fort und bis in die helle Mondnacht hinein und an die nahe, gewöhnliche Flut dachte keiner — sie konnte nicht schädigen. Allein ein altes Weiblein, das schier allein daheim geblieben, weil es krank und gebrechlich war, sah aus dem Fenster ihres auf dem Deiche stehenden kleinen Hauses plötzlich, daß dort draußen, ganz fern am Horizont ein weißes Wölkchen erschien, das rasch anwuchs und dunkler wurde. Das, wußte sie wohl, bringt den Sturm und, wenn die Flut kommt, wird er beginnen. Da jammerte sie laut nach den lustigen, ahnungslosen Leuten auf dem Eise, allein die hörten nichts von dem Rufen und Klagen, und zum Schicksal fand die Alte niemand, denn sie war ganz einsam. Und die Stunde der Flut kam immer näher und die Wolkenwand immer höher und drohender. So kroch die Alte aus dem Bett und warf Feuer in das Stroh und rettete sich mühsam ins Freie. Die Flamme schlug auf und erschreckte die Lustigen, daß sie ans Land stürzten. Und hinten ihnen drein brach der Sturm los und die Flut brauste heran, das Eis krachte, und als der Letzte den Fuß ans Land setzte, donnerten die Wogen ihm nach und zornig gegen die Deiche. — Das ist freilich nur eine „Sage“, aber sie zeichnet gut genug und nur allzu treu, wie es an dieser Küste stand und steht. Denn die „Nordsee ist eine Mordsee“ und wehe dem, der sich vor ihr nicht rechtzeitig in sicheren Schutz begibt! —

Das heißt: wenn er einen solchen Schutz findet. Denn der „blanke Hans“, wie sie die See, aber nicht mehr im höhnenen Sinne wie die alten übermüthigen Rungholter, auch wohl einmal nennen, kommt zuweilen furchtbar schnell und mit alles vernichtender Gewalt. Wer von den Leiden und Schrecken und den Kämpfen erfahren will, die den Menschen hier oder dort einmal mit schier erdrückender Wucht auferlegt werden, aber auch von dem Gottvertrauen, der Kraft und dem Troß, die einem mit solchen Schrecken und Kämpfen vertrauten Geschlechte innewohnen, — der muß wie früher drüben an die ostfriesischen und oldenburgischen Küsten mit ihren kleinen Eilanden gehen, oder uns zu unserem jetzigen Besuche begleiten in die nordfriesische Inselwelt. Dort, wie hier, es ist alles Eins: die Nordsee bleibt die „Mordsee“, der die flachen Küsten rettungslos verfallen, wenn der Mensch ihnen nicht mit seinem Erfindungsgeist, seiner Kraft und Ausdauer zu Hülfe kommt, soweit dieselben gegen die Naturkraft reichen.



Watten-Over. Von Gustav Schönleber.



Blick auf die Halligen.

Die Verwüstungen, welche die See hier allmählich angerichtet hat und die Schutzwehren, welche die Menschen errichteten, geben beide in nichts denen nach, die wir drüben gefunden haben. Wenn man von Husum aus gegen den eigentlichen Seestrand zuwandert und vom Außendeich hinaussieht, so hat man in noch vergrößertem Maßstabe etwa den gleichen Anblick vor sich, den man zwischen Norderney und dem Festlande, oder gegen die benachbarten Inseln zu findet — die grauen, öden Watten dehnen sich weit hinaus, nur hie und da von den Wattströmen durchzogen, welche allein den Verkehr mit der See und den einzelnen Inseln ermöglichen und vermitteln — bei normaler Witterung und mit gutem Glück, müssen wir schon hinzusehen. Denn obgleich die Fahrstraßen meistens genügend durch die aufgerichteten Besen bezeichnet sind, so bedarf es doch nur einigermaßen nebeligen Wetters oder selbst auch einer kaum wahrnehmbaren Aenderung des Wasser- oder Schiffslaufes, oder irgend eines anderen geringfügigen, selbst den erfahrenen Schiffern entgehenden Umstandes, um den Fahrzeugen, und auch wohl einmal den Dampfern, eine sehr unbehagliche und, unter Umständen, gefährliche Ruhe aufzuzwingen: sie fahren auf und sitzen fest, bis die nächste Flut erst ihnen Erlösung bringt.

Aber zwischen diesen Watten erscheinen näher und ferner zahlreiche kleinere oder größere Landerhebungen, — die Inseln, die Inselchen und Halligen, meistens die traurigen Reste eines größeren, blühenden und reichen Eilandes, des alten Nordstrands, von dessen Ausdehnung nicht bloß die geretteten Landstücke, sondern auch selbst die Watten zeugen, die eben nichts sind, als das versunkene und zu Grunde gerichtete Land selber. Man findet in ihnen sogar nicht gerade selten auch heute noch einzelne Spuren der alten Zeit und des alten Lebens, so daß die schreckliche Katastrophe uns hier noch mit einer gewissen Anschaulichkeit vor Augen tritt und uns den Jammer der Vergangenheit bei weitem eindringlicher predigt, als alle übrigen Küstenstriche.

Seit der britische Kanal entstand, sind gleich allen übrigen, auch die nordfriesischen Küsten stets den Verwüstungen der Sturmfluten ausgesetzt gewesen. Die Sage rückt diesen Zeitpunkt freilich in eine gar nicht so ferne Zeit, denn sie will wissen, daß der Durchbruch ein Menschenwerk, ein Werk der jetzigen Anwohner der Nordsee sei; denn die Königin von England, Garhören, habe aus Rache gegen den damaligen dänischen König, der sie zu heiraten versprochen, sein Versprechen aber nicht gehalten hatte, die „Höveden“ zwischen England und Frankreich von 700 Mann in sieben Jahren durchstechen lassen. Dann seien die Fluten hereingestürzt, und zwar mit solcher Gewalt, daß sogar ganze

große Moorstreden von Schottland oder Island abgerissen und auf die großen Waldungen Frieslands hinübergeschoben wurden, — seitdem ging der Holzreichthum des Landes zu Grunde.

Aber wir bedürfen der sagenhaften Fluten keineswegs, um uns das vollständig veränderte Bild zu erklären, das die alten Karten der nordfriesischen „Atlande (Außenlande)“, im Vergleich mit den heutigen uns vorhalten. Ja wir brauchen von den historischen vor allen nur über zwei das Nähere zu erfahren, die eine vom Jahre 1300 und die zweite furchtbarste vom 11. Oktober 1634, welche durch Sage und Geschichte den Zeitlebenden im Gedächtniß erhalten wurden. Es ist übrigens bemerkenswerth, daß die größten Schreckenstage an diesen Küsten keineswegs immer zusammentreffen; groß waren die Leiden in solchen Fällen allerwärts, aber das volle Verderben kam fast immer nur über einen einzelnen Abschnitt dieses Gebietes. Im Jahre 1300 wurden allein von der Insel Nordstrand sieben Kirchspiele fortgerissen und unter ihnen jenes übermüthige Rungholt, wo die frechen Bauern, wie auch von anderen solchen Plätzen erzählt wird, am Weihnachtsabend eine Sau trunken gemacht und ins Bett gelegt, zu ihr aber den Prediger geholt haben sollen, daß er „ihrem Kranken“ das Abendmahl reiche. Da brach der Sturm los und das Wasser ging vier Ellen hoch über die Deiche und es versank und ertrank alles bis auf den Geistlichen und ein paar Jungfrauen, die durch Zufall den sündigen Ort verlassen hatten. Bei hellem Wetter aber sieht man den Ort und das Land noch wohl erhalten mit Häusern, Mauern, Thürmen und Mühlen im Grunde der See, wo er der ihm prophezeiten Auferstehung harret.

Seitdem rüttelte die See häufig an den noch immer ausgedehnten Resten Nordstrands und es kamen zuweilen auch gewaltige Ueberschwemmungen, aber die Bewohner arbeiteten unverdrossen und muthig an der Eindeichung und stellten sie so mächtig her, daß sie an keine Gefahr mehr dachten und der Deichgraf nach Vollendung des Werkes den Spaten in den Deich stieß, noch einmal mit den bösen Worten „Troß nu, blanke Hans!“

Da erhob sich am Sonntage, dem 11. Oktober 1634, als die Sonne untergegangen war, ein Südweststurm, der sich in der Nacht, „auf halber Springslut“, nach Nordwesten wendete und, wie es scheint, auch mit erdbebenartigen Erschütterungen verbunden war. Die Flut überstieg in kurzem den Deich und zerriß denselben an vierundvierzig Stellen, so daß in einer Stunde das ganze Land unter Wasser stand und zwanzig Kirchspiele verwüstet waren. In der stockfinsternen Nacht blieb, wie der alte Pfarrer Heimreich schreibt, vielen die Gefahr bis zum letzten Augenblick verborgen und schwanden zugleich auch alle Mittel zur Rettung. Die Einen wurden noch in ihren Betten aus den stürzenden Häusern davongetrieben, die Anderen gingen beim Einsturz zu Grunde oder erlagen auf der Flucht. Viele banden sich, den sichern Untergang vor Augen, mit ihren Weibern und Kindern zusammen, daß sie wenigstens vereint sterben möchten. Andere flüchteten auf die Dächer der Häuser und trieben, als die Wellen dieselben von den Pfosten hoben, mit ihnen von dannen, bis sie in Trümmer brachen und hier der Vater, dort die Mutter, da die Kinder, grausam getrennt und fortgewaschen wurden. Dazu trieb alles voll Hausgeräth, voll Bretter und Balken und die Leichen der Menschen und des Viehs schwammen zahllos umher. Und dann — „es ist aber mit der Wasserflut nicht genug gewesen, sondern es hat auch Gott der Herr viele daneben mit der Feuersruthe gestrafet“, schreibt Heimreich. Theils durch Unvorsichtigkeit, theils durch des Windes Ungeßüm ging hier und dort das Feuer auf und jagte die Unglücklichen vom erklimmten Dach freiwillig in die mörderischen Fluten hinab.

Gegen sechstausend Menschen von den hier lebenden achtausend, und ungezähltes Vieh ertranken in der einen Nacht, dreizehnhundert Häuser und dreißig Windmühlen wurden vernichtet, was noch von den festeren Kirchen stand, mußte fast alles abgebrochen werden — es blieben von zweiundzwanzig nur drei übrig. — Gerettet wurden nur die auch jetzt noch übrigen Inseln Neunordstrand und Peltworm und die sogenannten Halligen — Nordstrandisch-Moor, Böhnshallig, Hamburgerhallig, Südfall, Süderoog, Norderoog, Hooge, Nordmarsch, Langenäs, Oland, Gröde mit Appelland und Habel, Behnshallig, alle in vollständiger Vereinzelung oder doch nur durch die Watten zur Ebbezeit verbunden.

Man sollte denken, daß es hiermit des Jammers genug gewesen wäre und die Uebriggebliebenen Ruhe und



Hallig Oland.

Unterstützung gefunden hätten, das Erhaltene oder noch Erreichbare zu retten und sich wieder allmählich hinaufzuarbeiten. So gut wurde es den unglücklichen Bewohnern der jetzigen Insel Nordstrand nicht. Da sie weder die Kräfte noch die Mittel zur Errichtung der neuen Deiche besaßen, wurde ihnen ihr Land auf Befehl des Herzogs Friedrich III. zu Gottorp abgesprochen und niederländischen Kolonisten überlassen, denen die alten Eigenthümer fortan als Knechte zu dienen oder das Land zu räumen hatten. Die Aermsten wanderten davon, nach Föhr, wo sie den Flecken Wyd erbauen halfen, oder nach Holland, oder sie gingen zur See, während einige auch bis zur preussischen Udermark fortzogen. Einzelne Familien fanden auf Nordstrandisch-Moor, gleichfalls einem, nur wenig fruchtbaren Bruchstück Nordstrands, Unterkunft und legten dort sogar eine Kirche an, bei welcher die Chronisten Heimreich, Vater und Sohn, nacheinander Prediger waren. Das gleiche Amt bekleidete als der letzte — am 4. Februar 1825 wurde diese Kirche von der Sturmflut zerstört — der bekannte Verfasser der Erzählung „Die Hallig“, J. Ch. Biernacki.

Die Halligen, die „Augen der See“, wie manche die häufig dem Namen beigefügte Silbe „oog“ erklären wollen, sind kleine Flecke fruchtbarer Bodens, die sich ein wenig über die grauen Watten erheben, aber nicht so weit, daß nicht jede stärkere Flut über das Ländchen hinüberginge. Von Dünen oder Deichen ist hier nichts zu finden, die Wiesen — denn nur solche sind es! — sind schutzlos, und es gehört daher die größte Aufmerksamkeit dazu, einerseits die Viehherden und andererseits die Graswerbung und den Feuertrag, das heißt den einzigen Reichtum der Bewohner, vor den Ueberfällen der Fluten zu retten. Transportmittel wie auf dem Festlande, d. i. Pferde und Wagen, finden sich hier nicht, die Menschen sind auf ihre eigenen Kräfte angewiesen und tragen das, in großen Laken (Tüchern) zusammengebundene Heu auf ihren Köpfen in die hochgelegenen Wohnungen.

Für diese muß auf einem solchen Erdenfleck natürlich besonders Sorge getragen werden. Da die See, wie bemerkt, unter Umständen über die ganze Fläche geht und von keinen Bodenerhebungen etwas zu finden ist, so müssen diese künstlich hergestellt werden und zwar in einer Höhe, welche auch die höchsten Sturmfluten noch einigermaßen überragt. So werden denn die Hügel aus Grasjoden mühsam und sorgfältig aufgebaut, durchzogen von schweren eichenen Ständern und Balken, auf denen und um welche herum das Haus selber zu stehen kommt. Und eine solche „Werste“ oder „Wurt“ ist mit der allerpeinlichsten Vorsicht in sich zu festigen und abzuböschern, damit die See sie nicht zu unterwaschen und abzuspülen vermöge. Darauf werden also, etwa dreißig Fuß über dem Grunde des Eilands, die Wohnungen mit ihrem Stein- und Balkenwerk weiter gebaut, über der Thür mit einem steinernen Giebel versehen, der weit in die See hinausblüht, und mit einem Strohdache bedeckt. Endlich um jedem Irrthum zu begegnen, sei hier erwähnt, daß eine solche Werste keineswegs bloß für ein Haus errichtet wird, sondern oft ihrer mehrere, ja zuweilen wohl über zehn Häuser trägt.

Klein sind diese Wohnungen nicht. Sie enthalten außer den Wohnzimmern — „Dönsen“, — mit den in die Wand eingesenkten Bettstellen, meistens noch ein besseres Gemach — den „Fesel“, und eine Kammer nebst der Küche, während auf der anderen Seite des Hausganges Stallungen, Futter- und Borrathsräume gelegen sind. Daneben findet sich auf den Werften meistens doch noch Raum für kleine Gärten, und vor allem ist auf ihnen der Platz für die „Fetinge“, die großen Süßwasserbehälter, aus denen die bei den Häusern gelegenen kleineren Cisternen gespeist werden. Hier berühren wir den wundesten Punkt dieser Zustände. Quellen und Brunnen gibt es auf diesen Eilanden nicht und die Bewohner müssen sich mit dem sorgfältig gesammelten Regen- und Schneewasser für sich und ihr Vieh begnügen. In trockenen Sommern und schneearmen Wintern kann daher auch die Noth zuweilen groß werden, und wenn, wie es nicht selten vorgekommen ist, die großen Fluten einmal bis auf die Werfte steigen und die Fetinge mit Salzwasser füllen und verderben, so ist das für die vom Untergange Geretteten in allem übrigen Jammer schier der schwerste.

Es braucht nicht mehr gesagt zu werden, daß die Menschen so gut wie das Leben auf diesen vereinzelt und einsamen, zu Zeiten fast von allem Verkehr mit den Nachbarn abgeschnittenen und stets von Gefahren umdrohten Eilanden, nicht sein können wie allwärts sonst, sondern sich in voller Eigenartigkeit entwickeln und erhalten müssen. Wir rechnen dahin nicht, was sentimentale Landschriftsteller und oberflächliche Reisende mit ganz besonderer Emphase und einer Art von moralischem Schauder zu bejammern pflegen, daß auch hier wieder wie bekanntlich fast überall, wo die Männer vorwiegend auf den Seerwerb angewiesen sind, die Frauen mit der Beforgung sämmtlicher häuslicher und ländlicher Geschäfte betraut bleiben und dabei meistens nur die Alten und Gebrechlichen und die Kinder zu Helfern haben. Solche Zustände sind, wie wir schon früher es aussprachen, unvermeidliche und, ohne Sentimentalität angesehen, nichts weniger als „entwürdigende“. Sie erziehen die Frauen vielmehr zu hoher Selbständigkeit und edlem Selbstgefühl und lassen sie zu ebenbürtigen und gleichberechtigten Gefährtinnen des Mannes erwachsen. Sie finden oft genug Gelegenheit ihre Kraft und ihre Entschlossenheit, ihre Besonnenheit und ihr Gottvertrauen zu erproben. Denn zumal auf jenen Halligen, wo nur eine oder ein paar Familien hausen, tritt die Gefahr nicht selten jäh und hart vor sie hin und zwingt sie zur entschlossensten Selbsthilfe. Wenn die Flut einmal, vor einer plötzlich aufspringenden Bö, rascher und stärker kam, als sich vermuthen ließ, mußte schon manches einsame Weib die herumspielenden Kinder und das weidende Vieh von den Wiesen und über die Gräben zur sichern Hauswerfte retten und das gefährdete Heu mühsam aus den Fluten ziehen und zur Höhe hinaufschleppen. Und die Männer wissen und schätzen das wohl. Die ehelichen Verhältnisse sind durchweg die friedlichsten, die liebe- und achtungsvollsten, die man sich denken kann.

Es ist überhaupt ein kernfestes Volk von schlichten Sitten und einfachen Gebräuchen, nicht auf Festlichkeiten und Jubiliren aus, fern von Prunk und Luxus, obgleich in den meisten Hallighäusern ein bescheidener Wohlstand herrscht und zuweilen uns auch wohl etwas wie wirklicher Reichtum begegnet. Die Leinwandkoffer sind gefüllt, an zierlichen, seltenen und selbst kostbaren Andenken von den Seereisen der Männer ist kein Mangel, und im Glaschrank findet sich schönes Porzellan und blitzendes Silber. Aber trotzdem bleibt das Leben schlicht und die ganze Richtung desselben eine vorwiegend ernste, ja strenge. Der religiöse Sinn ist überall ein tiefer, am Sonntage sind die kleinen Kirchen stets voll und niemand fehlt, den nicht Krankheit aus Haus fesselt oder die Bitterung an der Ueberfahrt zur Kirchhallig verhindert. Von sittlichen Vergehen ist so gut wie gar nichts bekannt, die Ehrbarkeit ist etwas Eingeborenes. Der Familiensinn und die Familienliebe sind aufs höchste entwickelt. Es gibt eine ergreifende Sage von der treuen Ehle, die nach dem Tode der Eltern allein auf ihrer Hallig lebte und jeden Abend eine brennende Lampe ans Fenster stellte, daß der Bruder, dem sie's beim Abschiede versprochen, bei seiner Heimkehr aus den fernen Meeren seine Heimat wiederfinden und schon durchs Nachtdunkel den Schwestergruß erkennen möchte. Aber der Bruder kam nicht und Ehle wurde grau und alt, ohne jedoch die Hoffnung zu verlieren und die Lampe erlöschen zu lassen, bis die Nachbarn sie endlich einmal todt auf ihrem Posten fanden.



Auf Fahr. Von Gustav Schönleber.



Inneres eines Hallighauses.

So legen auch die Witwen — und es gibt ihrer hier allerwärts viele! — ihr ganzes Leben lang die Trauerkleider nicht wieder ab, und daß sich eine von ihnen jemals aufs neue verheiratet hätte, ist ein fast unerhörter Fall. Man muß dabei freilich bedenken, daß oft genug der Angehörige der Familie draußen in der Ferne verschwindet und niemals eine Kunde seines Todes in die Heimat gelangt.

Wenn er am Leben bleibt, dann kehrt er auch gewiß wieder zu seiner Hallig zurück, gleichviel nach welcher Reihe von Jahren. Denn die Liebe zu seiner armen kleinen Heimat verliert er nur mit dem Leben, und man weiß von wenigen, die sich draußen auf immer fesseln ließen. Auch hier berichtet wieder eine schöne Sage von so einem alten Burschen, der draußen grau und endlich des Umhersehweifens satt geworden war. So wandte er sich denn heimwärts und fuhr von Husum mit einem Wattenschiffer der Werfte des Elternhauses entgegen. Die Hallig war inzwischen einer Sturmflut erlegen und das Haus fortgerissen, aber die Schiffer mochten's dem armen alten Gefellen, der mit solcher Freude hinausfuhr, nicht sagen. Erst als sie auf die Stelle gelangten, wo die Seinen vordem gehaust und der Alte sich immer erschrockener vergeblich in der Wasseröde umschaute, da entdeckten sie's ihm und zeigten ihm eine kleine noch hervorragende Stelle als den letzten Rest. Dort ließ er sich aussetzen und wies die Schiffer hart von sich fort. Und so blieb er allein und ließ sich von der nächsten Flut hinabspülen, seiner versunkenen Heimat und den Seinen nach.

Besser als diese kleinen Eilande sind die größeren Inseln daran, Nordstrand, Pelworm, Amrum, Sylt und Föhr, wo die Bodenbeschaffenheit und die Dünen Schutz gegen vernichtende Ueberschwemmungen gewähren oder, wie auf den beiden ersteren, das mühsam dem Meere abgerungene Land durch starke Deiche gesichert wird. Es herrscht daher auf ihnen auch eine ganz andere Kultur und großer Wohlstand, und die Marschhöfe und Marschbauern Nordstrands und Pelworms, welche von jenen durch des Fürsten Nachspruch eingesezten Niederländern herkommen, geben weder an Stattlichkeit, noch Reichtum den besten auf dem Festlande etwas nach. An Sorgen, Mühen und Gefahren



Seedeich auf Pelworm.

fehlt es ihnen jedoch ebensowenig, wie all ihren minder begünstigten Nachbarn, denn „der blanke Hans“ ist rund um sie her, die Deiche bleiben Menschenwerk, und es kommt manche Nacht, wo auch hier, auf den Inseln wie an der durch diese mehr gesicherten Festlandsküste, die Herzen schwer werden und kein Auge sich schließt.

Man erzählt sich hierzulande, daß Jakob Caspers, ein allerwärts bekannter alter Wattenschiffer von Amrum, einmal in einer dunkeln Sturmnacht mit seinem Fahrzeug wild umher und endlich an den Deich des „Ockholmer Kooges“ in der Landschaft „Bredstedt“ an der Festlandsküste geworfen wurde. Die Sloop war in den Deich an einer Stelle eingebohrt, die erst neuerdings ausgebeßert war, und saß dort, da die Ebbe kam, fest genug. Und als Jakob Caspers hinaus und auf die Deichkrone kletterte, konnt' er's bemerken, daß auch innerhalb alles voll Wasser stand — die Flut hatte, ohne den Deich bisher zu brechen, sich über denselben ergossen — und jeder Hof und jedes Haus umflutet war. Die Bewohner konnten, wenn sie seine Noth überhaupt bemerkten, nur in Bötten zu ihm kommen, und wenn die nächste Flut noch höher stieg, so warf sie sein Fahrzeug über den Deich in den Koog hinab. Also Noth drinnen und draußen. Aber was konnt' es helfen? Zu thun war einstweilen nichts und Jakob aß daher mit seinem Knecht und legte sich darauf mit ihm zur Ruhe — bis zur nächsten Flut.

Gegen Morgen schickte der zunächst wohnende Bauer seinen Knecht im Boot zum Deich hinüber, um sich nach dem Zustande desselben umzusehen, und der Mensch kriegte keinen geringen Schreck, als er das anscheinend menschenleere Fahrzeug und den Schaden sah, den dasselbe im Deich angerichtet hatte, und er holte seinen Herrn nebst allen Männern vom Hofe herüber. Der grimme Bauer fluchte und schwor dem Fahrzeuge den Untergang, um nur an die Ausbesserung des Deiches gelangen zu können, denn der inzwischen beschwichtigte Sturm drohte sich zu erneuern. Als sie sich jedoch an das Schiff machen wollten, wachte Jakob auf und erschien auf dem Deck, zu noch größerer Erbitterung des Bauers. Der verfluchte jetzt auch den Schiffer selber, der sich an den Deich zu legen gewagt, während für ihn und seines Gleichen auf der See Platz genug sei.

Jakob Caspers hörte sich das voll Gemüthsruhe an. Als der Bauer aber fertig war, sagte er: „Ji willt mi nich op Diek hebben; unse Herrgott will mi nich op dat Water hebben; op in de Luft kann ik nich; — wo sall ik denn nu hen?“ — Die ruhige und verständige Rede verblüffte den Bauer, er ging in sich und ließ Schiffer und Schiff in Ruhe, die denn auch durch die nächste Flutwelle von dem bösen Plage erlöst und auf die See zurückversetzt wurden. Das Wort des alten Seehundes blieb aber in den Utländen unvergessen,

und wo einer einmal recht tüchtig in Verlegenheit ist, hört man's noch heut: „wo sall ik denn nu hen? segt Jakob Caspers“.

Auf den beiden größten dieser Inseln, Sylt und Föhr, haben die sehr besuchten Seebäder, dort beim Dorfe Westerland, hier beim Flecken Wyk, andere Verhältnisse hervorgerufen und das einsame Leben wenigstens zu Zeiten zu einem äußerst lebhaften und anspruchsvollen werden lassen, so daß es den Badegästen nicht leicht an irgend etwas mangelt, das sie auf solchen Plätzen zu finden wünschen. Auf Föhr gibt es für sie sogar den Vortheil des Grüns und der Bäume, da die mildere und geschütztere Lage der Insel das Gedeihen derselben bei der nöthigen Vorsicht und Sorgfalt wenigstens nicht zur Unmöglichkeit macht. Ueberdies sind die beiden Eilande für die Badelustigen auch um dessentwillen von großer Anziehungskraft, weil das Bad bei Wyk das mildeste aller Nordseebäder und daher für Frauen und Kinder oder Leidende das geeigneteste ist, während das nahe Sylter zu den kräftigsten gehört, welche an diesen Küsten existiren, so daß man nach Belieben wechseln kann.

Auch die natürlichen Verhältnisse sind auf Sylt und Föhr, zu denen sich noch das naheliegende, kleinere Amrum gesellt, wie schon angedeutet, einigermaßen andere als auf den übrigen Utländern. Föhr, auf dem sich die Wassernoth schon seit langem wenigstens in Schranken halten ließ, hat außer seinem guten, durch Deiche geschützten Marschlande, auch einen hohen Geestrücken, der den Angriffen der Fluten nachhaltig zu trotzen vermag. Die weiter auswärts liegenden Sylt und Amrum haben dagegen eine natürliche Schutzwehr an den Dünen, die hier in ganz besonderer Mächtigkeit (auf Sylt sogar bis zu 50 Meter Höhe!) auftreten und den Bewohnern die Mühe der Deichbauten ersparen. Allein der Vortheil, der in solcher Weise aus ihnen dem Lande und seinen Menschen erwächst, wird oder wurde vielmehr bis in die neuere Zeit auf der anderen Seite gerade durch sie auch wieder auf das empfindlichste geschmälert.

Die „Westsee“, wie die Nordsee in diesen Gegenden seit unvordenklicher Zeit geheißt wird, ist hier reich an Untiefen und Sandbänken, den Schauplätzen zahlloser Schiffbrüche, welche freilich den Bewohnern vordem das willkommenste von der Welt waren und als „Strandregen“, wie wir schon auf Helgoland erfuhren, im Kirchengebet herbeigesielet wurden. Das „Strandrecht“ wurde nirgends mit größerer Unbarmherzigkeit und wilderem Jubel gehandelt als hier, und wandte sich nicht bloß gegen das Eigenthum der Schiffbrüchigen, sondern auch unter Umständen ohne viel Gewissenskrupel gegen diese selber, — könnten die öden Dünenthäler sprechen, sie würden aus jenen Zeiten mehr als eine schauerliche Märe von dem Jammer und dem Elend der unglücklichen Gestrandeten und der Entmenschtigkeit der Strandräuber zu berichten haben. Und diese bösen Zustände waren um so schrecklicher und unausstrotzbarer, als der „Segen“ so groß war, daß sich den Einheimischen von auswärts wilde, beutelustige Gesellen angeschlossen, welche in den Einöden der Dünen eine Art von kleinem Räuberstaat bildeten und noch weniger etwas von Gesetz und Erbarmen wußten. Erst die neue und neueste Zeit hat hier Ordnung und Recht zum Ansehen zu bringen vermocht.

Aus jenen Untiefen und von jenen Bänken führen die Fluten und die Winde den Sand ohne Aufhören an den Strand und lassen seine Massen sich überall ansammeln, wo sie nur irgend einen Anhalt, sei es eine leichte Bodenerhebung, sei es ein paar angewurzelte Grashalme finden, welche grade in diesen feuchten Sandmassen ihr bestes Gedeihen zu finden scheinen und sich alsbald mit ihren langen, zähen Wurzeln durch sie ausbreiten, zu weiterer Befestigung. Das geht im Verhältniß unglaublich schnell so fort, die erste Reihe der Hügel wächst und wächst und der von ihr fortwehende oder durch die Lücken hereintreibende gedörrte Sand bildet hinter ihr eine zweite und immer weitere, und sie erwachsen hier hin und wider allmählich bis über hundert Fuß in die Höhe. Auf der Seeseite reißt die Flut, welche diese Dämme gebirgt, nun unaufhörlich wieder an ihnen herum und stellt die steilsten Wände her, um das entführte Material von neuem heran und durch die Lücken und Schluchten ins Land zu treiben. Einwärts, an den mählich sinkenden Rücken siedeln sich zu einigem Schutze die Dünengräser an, ja werden dort nach Kräften angebaut; ganz langsam bekleidet sich die Düne von selbst mit einer Humusschicht, deren Bestandtheile sich aus folgenden Quellen zusammensetzen: von Osten hinaufgewehter Erdstaub, Niederschlag des Regenwassers, Kadaver und Abfälle von Thieren und — last not least — die Stoffe, welche das unter der Düne wurzelnde, oben auf der



Auf der Haide von Sylt.

Düne Blätter treibende und abwerfende Dünengras (Gallen) mittels seiner oft mehr als hundert Fuß langen Saugstengel zwischen Wurzelbüschel und Halmenbüschel mitten durch den Sand aus der Tiefe heraufholt. In den Thälern erscheinen in Folge dieses Prozesses nach und nach wirkliche Gras-, Haide- und Moosflächen, und es finden sich hier die auf das sorgfältigste geschonten Brutplätze gewaltiger Vögelschaa ren, der Möven, der wilden Gänse, der Bergenten. Das Eier sammeln ist verpachtet und auf der zu Sylt gehörigen Halbinsel List führte — oder führt noch? — ein solcher Pächter den Titel „Eierkönig“.

Aber wenn wir in den Dünen auf der einen Seite die Schutzwehren des Landes zu erkennen haben, so zeigen sie sich auf der anderen als die schlimmsten Feinde desselben. Sie lassen sich nicht allerwärts durch Menschenarbeit und Mühe fesseln, sondern bleiben, dieselbe verlachend, in verderblichem Vorschreiten begriffen. Der unermüdlige scharfe Wind zehrt rastlos an der Außenseite und jagt, zumal wenn er zum Sturm anschwillt, den feineren Sand über die Kämme hinüber auf die Innenseite und häuft ihn dort auf zu einer alles Leben erstickenden Schicht, er trägt auf sie eine zweite, eine dritte und immer mehrere, bis er die Düne sozusagen vollständig in sich selber umgekehrt und weiter geschoben hat, Schritt vor Schritt, von Westen nach Osten, von der einen Küste gegen die andere zu, über das Land hin. Dieser Sand ist auch ein ewig bewegtes Meer und noch schrecklicher und erbarmensloser, als das wirkliche, denn vor ihm gibt es keinen Schutz. Er kommt ohne Pausen, unerbittlich, erstickend und vernichtend über die angebauten Fluren, er versenkt die Gärten und füllt die Häuser bis in die innersten Räume, er läßt den Menschen in ihnen keinen Raum mehr und verjagt den Prediger in der alten Kirche von Altar und Kanzel. Dann wandern die Bewohner davon und siedeln sich anderwärts an, um — vielleicht auch hier nach Jahren wieder von der wandernden Düne vertrieben zu werden und hinter sich, wenn sie lange genug leben, möglicherweise den Platz ihrer ersten Heimat mit den Trümmern der alten Wohnungen, mit den Gräbern der Vorfahren und all' den traurigen Spuren eines längst entschwundenen Lebens, langsam wieder auftauchen zu sehen. So sahen wir 1865 an der Westseite der Dünenkette die Fundamente der alten Kirche von Rantum hervorkommen, die vor etwa 200 Jahren an der Ostseite wegen des Sandanrückens hatte abgebrochen werden müssen. Der Dünenzug ist dort höchstens eine kleine Viertelstunde breit. — Und so wandert die Düne weiter, und wenn man sie nicht zu binden vermag, so rückt sie über das schmale Land endlich vollends hinüber und stürzt zuletzt in die östliche See, nun diese verjagend und, sei es auch erst in ferner Zukunft, das gegenüberliegende Festland bedrohend.



Dünen am Königshafen bei Eiß. Von Gustav Schönleber.

Auf einigen Stellen reichen die Dünen wirklich schon in die See wieder hinein. Auf der Ostseite der Halbinsel List gab es vordem nicht nur fruchtbare Ackerflächen und mehrere wohlhabende Dörfer, sondern auch den prachtvollen „Königshafen“, der die stolzesten Flotten aufnehmen konnte und von den Handelsfahrzeugen aller Nationen belebt wurde. Jetzt sind die Acker und Wiesen begraben, die Dörfer verschwunden, und der Königshafen ist so verlandet, daß kein größeres Schiff mehr in ihn einzudringen vermag.

Das Meer zwischen den Inseln und dem Festlande wird aber auch von Osten her, von der Seite des Continents aus verengt, und zwar durch die stetig zunehmende Marschbildung. Festlandsmarsch und Inseldünen müssen sich mit der Zeit berühren und dadurch der Küste zwischen Ditmarschen und Jütland zuletzt dasselbe Gepräge geben, wie es die Küste zwischen Bayonne und Bordeaux durch denselben Prozeß bereits erhalten hat.



Morsumkliff auf Sylt.

Von diesen Eilanden sind die beiden genannten Inseln Föhr und Sylt, um trotz allem schon Gesagten jetzt noch einmal zu ihnen zurückzukehren, uns seit längerer Zeit bekannter geworden. Man weiß, daß die im Sinne der Früheren himmelfern entlegenen Inseln der nordfriesischen Küste und ihre Badeplätze schon seit Jahren ein beliebtes Reiseziel sind, das man gern stets von neuem aussucht und wo man sich vor manchen anderen ihresgleichen heimisch und wohl fühlt.

Und es kommt dies, wie wir hinzusetzen zu dürfen glauben, keineswegs immer nur des Bades und BADELEBENS wegen, sondern nicht selten um des Landes und seiner Eigenthümlichkeiten selber willen. Man ist hier nicht und findet es hier nicht, wie allerwärts, und selbst was wir auf Vorkum und anderen ähnlichen Plätzen — von Norderney und Helgoland ganz zu schweigen! — trafen, ist sozusagen von anderer Art. Vom eigentlichen BADELEBEN reden wir nicht; das ist überall mit geringen Abweichungen ungefähr das gleiche, und auch hier ist Wyk auf Föhr nur, wie wir schon oben davon sagten, etwa das Frauen- und Westerland auf Sylt das Männerbad. Aber die beiden Eilande sind auch, um es so zu heißen, ein paar Ländchen für sich — Föhr gewissermaßen das zahmere, Sylt das wildere — und verdienen noch einen besonderen Blick.

Föhr liegt näher am Festlande und in dessen Schutz. Es bildet eine ziemlich kompakte Masse, leidet von den Angriffen der See seltener und weniger, und ist überhaupt von der Natur einigermaßen bevorzugt. Dagegen



Thinghügel auf Sylt.

streckt sich Sylt lang zu äußerst an der See hin — wie eine Sichel, heißen's die einen, wie ein Hammer, die anderen — und zeigt schon durch seine ganze Struktur und Beschaffenheit, welchen Schutz die dahinter liegende Landesküste und einzelne benachbarte Inseln durch eine solche Vormauer genießen, was für gewaltige Angriffe diese Vormauer aber auf ihrer Stelle zu bestehen hat.

Das Mittelstück Sylt's ist ein Plateau, welches sich aus der See ziemlich hoch erhebt und ihr hier und da an ihrem Rande und den wilden, vielfältig benagten und zerklüfteten „Kliffs“ trotzig sich entgegenstellt — wir gedenken hier nur des „rothen“ und des „Morjumkliffs“, deren sich der Badegast bei den vielen seltsamen, ihm ungeschwimmenden Namen noch am ersten erinnern dürfte. Auf diesem Plateau liegen meistens die nicht ausgedehnten, aber doch ganz ertragsfähigen Acker, die Weiden und Wiesen, die Heiden und Moore, so weit sie vor den auch hier heranrückenden Dünen Platz behalten haben, und der Dorfschaften ist, wenn sie zum Theil auch nicht aus vielen Häusern bestehen, eine ganz ansehnliche Zahl mit einer verhältnißmäßig nicht kleinen Bevölkerung vorhanden. Von Kirchen sind nur drei übrig geblieben, zu Morjum, Keitum und Westerland, und noch schlimmer steht es um die anderweitigen sogenannten profanen Denkmäler der Vergangenheit; es ist davon unseres Wissens, wenigstens aus historischer Zeit so gut wie nichts erhalten, und aus den Burgwällen, von denen es hier und da noch ein paar gibt, ist auch die letzte Spur von Gebäuden verschwunden.

Mit den Denkmälern der vorhistorischen Zeit ist man gewissermaßen besser daran. Man findet noch eine große Zahl von Grabhügeln, und nördlich von Tinum, dem früheren Wohnsitz der Sylter Landvögte, ist bei den fünfzehn sogenannten Thinghügeln — das sind gleichfalls alte Grabhügel — der Sage nach die Thingstätte der alten Sylter. — Wir wollen hoffen, daß die späteren Geschlechter nicht mehr bloß durch Gräber an die Vergangenheit erinnert werden. Der Leuchtturm bei Kampen auf der „rothen Kliff“, und die beiden anderen derartigen Werke auf dem „Ellenbogen“, der äußersten nördlichen Spitze des Listlandes, verheißen eine längere Dauer und ein gesegnetes Angedenken.

Die beiden, dem Mittelstück angehängten Halbinseln „Hörnum“ und „List“ sind ganz und gar unter der Herrschaft der Dünen, wenn es auch gegen die Mitte zu keineswegs an ihnen fehlt, und es treten hier besonders jene schauerlichen Erscheinungen zu Tage, von denen wir oben gesagt haben. Doch hat selbst in diesen Regionen die neuere Zeit und die rationellere Bewirthschaftung vieles gebessert und — sagen wir nur: wenigstens für jetzt —

gerettet. Ein großer Theil der Dünen ist bewachsen, d. h. mit Sandhafer, Sandroggen und ähnlichen Gewächsen bepflanzt — man stelle sich einmal eine solche Arbeit vor! — und dem Flugande entzogen. Es ist, zum Trost nicht nur für unsere Augen, sondern auch für unser Empfinden, grün geworden auch auf Sylt, und dies überrascht uns am lebhaftesten, wo wir in die Thäler, Schluchten und Gründe gelangen, und uns daselbst ganz unvermuthet oft in Mitten einer reichen, ja zuweilen fast üppigen Flora und anscheinend des fröhlichsten Gedeihens finden.

Man muß sich hier ernstlich und liebevoll umsehen. Die gleichgültigen Blicke und die leeren Redensarten, mit denen sich eine vorbei schlendernde Badegesellschaft begnügt, reichen für den Anblick, der euch hier wird, nicht aus und thun dem hübschen Wilde vor euch ernstlich Unrecht. Von Bäumen und Gesträuchen ist natürlich auch hier kaum oder nur in der allerbescheidensten Weise die Rede, aber gras- und schilfartige Pflanzen bieten Ersatz, anderwärts erscheinen die Haide- oder andere, bekanntere oder fremdere Gewächse, und von Beeren der verschiedensten Arten begegnet euch auf den richtigen Plätzen nicht selten eine Fülle. Dazu gesellt sich ein reiches und rühriges Thierleben: die Schafherden, die umherhuschenden Hasen, und zahlloses Geflügel, Enten, Gänse oder auch wohl Schwäne, Möven und Strand- und Schwimmvögel aller Arten. Kurz, die Natur ist und bleibt selbst auf den anscheinend stillsten und ödesten Plätzen und unter den, man möchte sagen, dürftigsten Verhältnissen noch immer eine wunderbar reiche und regsame, und überrascht und erquickt euch, wo ihr sie nur zu belauschen und verstehen wißt, überall mit ihrer Poesie.

Hat doch ein — freilich einheimischer — Enthusiast sogar behauptet, daß diese einsamen Thäler und Seen, zumal wenn sie ein leichter Nebel bedeckt, zuweilen an Schweizerlandschaften mit ihren weißen Bergkluppen und grünen oder violettfarbigen Abhängen erinnern. Und der Mann hat, selbstverständlich bei Zuhilfenahme einiger Phantasie, gar nicht einmal so ganz Unrecht! Aber diese Dünenwildnisse brauchen solche fremdartige Vergleiche nicht, um nach Verdienst gerühmt zu werden. Ihr Reiz ist ein sehr fremdartiger und spröder, aber für den, dem das Verständniß dafür aufgegangen, ein sehr großer. Man verlege nur einmal eine helle Mondnacht auf Hörnum, belausche den Ruf des gespenstigen Stadenwüffkes (es ist der Angstruf der gestörten Möven), sehe die Dünenhügel ringsum schneeweiß im Mondlicht schimmern, lausche dem in der Nacht vielfach verstärkten Donnern der Nordsee und empfinde die kolossale Weltverlassenheit und tiefe Schwermuth dieser Gegend. Der Eindruck wird unverlöschlicher sein, als der mancher weltberühmten Alpenlandschaft, weil wirklich großartiger.



Strandgut.